

Hans Maaß

Die Juden in Johann Peter Hebels Kalendergeschichten

1. Einleitung

Schlechter Gewinn

Ein junger Kerl tat vor einem Juden gewaltig groß, was er sicheren Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach spalten könne mit *einem* Zug. »Ja gewiss, Mauschel Abraham«, sagte er, »es soll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut.« Die Wette galt, denn der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und hieb, und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit *einem* Zug rein von dem Finger weg. Da tat der Jude einen lauten Schrei, nahm das Geld und sagte: »*Au weih, ich hab's gewonnen!*«

An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe wert ist.

Wie mancher Prozesskrämer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: »Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich *allein* heim.« Das heißt mit anderen Worten auch: O weih, ich hab's gewonnen!¹

1.1 Der Rheinische Hausfreund

Unterschiedliche Stoffe

Das „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds“ enthält eine Fülle von Beiträgen unterschiedlichster literarischer Gattungen. Ein bunter Strauß, so bunt wie eben die Textbeiträge eines volkstümlichen Kalenders. Der Rheinische Hausfreund erschien ab 1807 unter Hebels redaktioneller Leitung. „Eine der wichtigsten Neuerungen des Hausfreundes war der vergrößerte Textteil, in dem »lehrreiche Nachrichten und lustige Geschichten« veröffentlicht wurden. Hebel selbst verfasste jedes Jahr etwa 30 dieser Geschichten. [...] Hebels Geschichten erzählten Neuigkeiten, kleinere Geschichten, Anekdoten, Schwänke, abgewandelte Märchen und Ähnliches. Sie dienten der Unterhaltung, ließen den Leser aber auch eine Lehre aus dem Text ziehen.“² Eine sehr wichtige Textsorte ist in dieser Aufzählung vergessen: naturwissenschaftliche Texte, die von allerlei Pflanzen und Tieren handeln, aber auch astronomische Kenntnisse vermitteln sowie Rechenexempel. Man erkennt sofort: hier kommt ein erfahrener Pädagoge zu Wort, der mit seinem Kalender Volksbildung betreiben möchte.

1. [Hrsg.] Hannelore SCHLAFFER, *Johann Peter Hebel: Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes, Ein Werk in seiner Zeit*, Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, Tübingen 1980 (SK), S. 98, [Hrsg.] Eberhard MECKEL, *Johann Peter Hebel, Gesammelte Schriften*, Aufbau-Verlag, Berlin 1958, (GS) I, S. 416.

2. http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Peter_Hebel

Unterschiedliche Herkunft

Eine erste Sichtung des Stoffes zeigt die unterschiedliche Herkunft der einzelnen Beiträge. Einiges beruht sicher auf verlässlichen Nachrichten, Naturwissenschaftliches entspricht dem damaligen Wissensstand, anderes beruht auf Gerede im Volksmund. Doch gesteht Hebel, der sich selbst immer als „Hausfreund“ bezeichnet, im Vorwort des „Schatzkästleins“: „Doch ließ er’s nicht beim bloßen Abschreiben bewenden, sondern bemühte sich, diesen Kindern des Scherzes und der Laune auch ein nettes und lustiges Röcklein umzuhängen“.³ M.a.W. die humorvollen Pointierungen stammen mitunter von J.P. Hebel selbst, nicht aus seiner Tradition.

Der darin zum Ausdruck kommende Humor ist oft recht makaber; dies gilt insbesondere für die Geschichten, in denen Juden vorkommen. Damit stellt sich die Frage: Woher hat Hebel diese Geschichten? Sind es wahre Begebenheiten? Sind es Judenwitze, die Hebel lediglich in seiner Weise als tatsächlich geschehene Vorkommnisse erzählt? Sind es womöglich in Erzählform gegossene Vorurteile gegenüber der jüdischen Bevölkerung?

Dies muss jeweils an den einzelnen Texten je gesondert untersucht werden.

1.2 Schadenfreude oder allgemein menschliche Schwächen?

Als Beispiel soll die eingangs wiedergegebene Erzählung „Schlechter Gewinn“⁴ dienen.

a. Der Handlungsablauf

Die Bewertung dieser Erzählung hängt von der Antwort auf die Frage ab: Ist die Erzählung auch vorstellbar, ohne dass ein Jude die eigentliche Bezugsperson ist? Dass dies so ist, legt schon der doppelte Schluss nahe, in dem Hebel

1. eine generelle Nutzenanwendung daraus ableitet (»An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe wert ist.« und daraus die Lehre zieht: »Wie mancher Prozesskrämer hat auch schon so sagen können!«),
2. noch eine weitere Übertragung auf ein anderes Genus vornimmt (»Ein General meldete einmal seinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: »Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich *allein* heim.« Das heißt mit anderen Worten auch: O weih, ich hab’s gewonnen!«)

Der Jude in der Erzählung ist also also nur ein anschauliches Beispiel für eine Lebenserfahrung, die grundsätzlich – abgesehen von Juden – gilt. Aber warum wird sie ausgerechnet an einem Juden, nicht an einem Landstreicher, einem arbeitslosen Handwerksgesellen oder sonstigen Verarmten dargestellt? Offensicht-

3. SK, S. 13

4. GS I, S. 416; SK, S. 98

lich kennt ja Hebel solche Personen, wie an anderen Erzählungen sichtbar wird.⁵

Den unbefangenen Leser beschleicht also der Verdacht, hier werde ein typisch antijüdisches Vorurteil in einen äußerst makabren Witz umgewandelt.

Hannelore Schlaffer, die Herausgeberin der kommentierten Ausgabe von 1980, stellt das Wirken Hebels in den Zusammenhang der 64-jährigen Regentschaft des badischen Markgrafen und späteren Großherzogs Karl Friedrich. In seine Regierungszeit fällt sowohl die generelle Aufhebung der Leibeigenschaft als auch die Judenemanzipation. Dieser aufgeklärte Geist spiegelt sich auch in Hebels Kalendergeschichten wider. Dennoch meine ich, es lasse sich auch etwas von den allgemeinen gesellschaftlichen Vorbehalten gegen das seit der bürgerlichen Gleichstellung aufstrebende jüdische Bürgertum in Hebels Kalendergeschichten entdecken.

2. *Exkurs: Die Situation der Juden zu Beginn des 19. Jahrhunderts*

2.1 *Verschiedene Ansätze zur Judenemanzipation*

Freiherr von Dohms Auffassung: Emanzipation behebt Aberglauben

Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1781) hatte der preußische Geheimrat Christian Wilhelm von Dohm eine Schrift verfasst: „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“.⁶ Darin ging es im Geist der aufkommenden philosophischen Aufklärung um die Frage der Gleichberechtigung der Juden.

Interessant ist dabei von Dohms Begründung:

„Drückung und Verfolgung sind der fruchtbarste und nährendste Boden des Aberglaubens und und geheiligter Vorurtheile. Ohne sie würde von manchen Secten kaum noch der Name übrig seyn, und gewiß auch der jüdische Glaube sich längst schon mit anderen verschmolzen oder wenigstens [...] seine schneidenden Ecken abgeschliffen“ haben.⁷

Er will demnach die Unterdrückung der Juden abschaffen, weil er darin die Wurzel jedes Aberglaubens sieht, wozu er offensichtlich auch das Judentum

5. Die „Sonderbare Wirtszeche“ (S. 99) erzählt von zwei Studenten, die sich mit der Behauptung, alles wiederhole sich alle 6000 Jahre wieder, um die Zeche drücken wollen, werden dann aber von der schlaunen Wirtin zur Begleichung der Zeche von 6000 Jahren zuvor aufgefordert und müssen, da sie kein Geld haben, ihre Jacken verpfänden.

Der verarmte Zirkelschmied (S. 184), lässt sich zwar ohrfeigen, bekommt aber dafür sein Essen umsonst und noch eine Abfindung dazu. Die Ohrfeigen stehen aber in keinem Verhältnis zu dem verstümmelten Finger; außerdem ist sein Gewinn ungleich größer als der des Juden (5 Gulden im Vergleich zu 17 Kreuzern)

6. Christian Wilhelm von DOHM, *Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden*, 2 Bände, Berlin/Stettin 1781/83

7. Dohm, a.a.O., Bd 2, S. 173; zitiert nach Johann Anselm STEIGER, *Johann Ludwig Ewald (1748-1822)*, Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden, Bd. 52, Göttingen/Karlsruhe 1996, S. 346

zählt. Seiner Erwartung ist zu entnehmen, ohne Unterdrückung hätte sich das Judentum längst in der Einheitsgesellschaft aufgelöst. Es geht ihm also gar nicht um die Befreiung der Juden als Juden, sondern um ihre *Integration* in die allgemeine Gesellschaft durch *Assimilation*.

Badische Position: Karl Friedrich und Hofrat Philipp Holzmann

Noch vor Preußen (1812) gewährte das neugegründete Großherzogtum Baden am 13. Januar 1809 in seinem 9. Konstitutionsedikt den Juden die langersehnte „Rechtsgleichheit“. Diese neue Rechtsstellung kam nicht unvorbereitet. Noch vor Schaffung des Großherzogtums ließ Markgraf Karl Friedrich von Baden, der spätere Großherzog, durch seinen Hofrat Philipp Holzmann prüfen, ob die österreichische Verordnung Kaiser Josephs des II.⁸ auch auf seine Markgrafschaft übertragen werden könne. In einem „Bericht über die bürgerliche Verbesserung der Juden in den Fürstlich Badenschen Landen“ kam auch Holzmann zu der Ansicht von Dohms, die Juden seien erst durch die ihnen bisher widerfahrene Behandlung zu dem geworden, was sie sind.⁹

Daraus wird deutlich: man sah mit einer gewissen Verachtung auf die Juden herab, auch wenn man für ihr negatives Image nicht – wie später der Nationalsozialismus – angeborene Wesenseigenschaften, sondern die sozialen und rechtlichen Verhältnisse verantwortlich machte.

Umgekehrt waren daher mit der Judenemanzipation entsprechende Erwartungen verbunden. „Diese Rechtsgleichheit [von Christen und Juden] kann jedoch nur alsdann in ihre volle Wirkung treten, wenn sie [die Juden], in politischer und sittlicher Bildung ihnen [den Christen] gleichzukommen bemüht sind“.¹⁰ Diese Einschätzung scheint die offizielle Linie des badischen Hofes gewesen zu sein; denn noch 1821 konnte der Staatsminister von Sensburg die Überzeugung vertreten: „Die natürliche Bedingung der bürgerlichen Verbesserung der Juden ist: dass sie sich vorerst physisch, politisch, und moralisch verbessern“.¹¹

Moralische Verbesserung

Was war mit moralischer Verbesserung gemeint? Wenige Jahre nach Erlass des Judenedikts äußerte der Heidelberger Physik- und Philosophie-Professor Jakob Friedrich Fries: „Wenn unsere Juden nicht dem Greuel des Ceremonialgesetzes und Rabbinismus gänzlich entsagen und in Lehre und Leben so weit zur Ver-

8. Kaiser Joseph von Österreich hatte 1781 ein Edikt erlassen, in dem die Rechtsstellung der Juden neu geregelt wurde.

9. Vgl. zum Ganzen: Jael PAULUS, *Geschichte der Juden Badens - ein Überblick*; in: [Hrsg.] Oberrat der Israeliten Badens, *Juden in Baden, 1809-1984*, Karlsruhe 1984, S. 28

10. Nach Paulus, a.a.O., S. 29 f.

11. Ernst Philipp VON SENSBURG, *Welche Hindernisse stehen der bürgerlichen Verbesserung der Juden in den deutschen Bundesstaaten entgegen? und wie sind sie zu heben, damit der Art 16 der deutschen Bundes-Acte in Erfüllung kommen kann?*, Karlsruhe 1821, S. 6; in: Steiger, a.a.O., S. 343

nunft und Recht übergehen wollen, dass sie sich mit den Christen zu einem bürgerlichen Verein verschmelzen können, so sollten sie bey uns aller Bürgerrechte verlustig erklärt werden, und man sollte [...] sie zum Lande hinaus weisen“.¹²

Dies waren scharfe Töne, die aber deutlich machen, welche Erwartungen, ja Forderungen man zu Beginn des 19. Jh. an die Juden richtete. Im Grunde ging es bei dieser Argumentation nicht um die *Anerkennung* des Judentums, sondern um seine *Auslöschung*.

2.2 Johann Peter Hebel versus Johann Ludwig Ewald

Hebels Bild der Juden, das er in seinen Kalendergeschichten entwirft, ist auf diesem Hintergrund zu sehen. Dass es auch ganz anders gehen konnte, beweist sein reformierter Kollege im Oberkirchenrat, Johann Ludwig Ewald. Auf seine Einstellung zu den Juden können wir hier nicht näher eingehen. Dazu kann hier nur auf J.A. Steigers Darstellung verwiesen werden.

Johann Ludwig Ewald

Ewald setzte in dieser Auseinandersetzung um die gesellschaftliche Stellung der Juden insofern neue Akzente, als er sich nicht auf die Diskussion der allgemeinen Menschenrechtsfrage beschränkte. Er argumentierte heilsgeschichtlich-theologisch, und zwar nicht nur im Blick auf das Judentum selbst, sondern auch bezüglich seiner Bedeutung für die christliche Religion und Zivilisation.

„Von dieser Nation gieng bekanntlich, alle Religiosität aus, die diesen Namen verdient, weil in ihr die Lehre von einem einzigen Gott erhalten und auf andere Nationen verbreitet wurde, ohne die kein Zutrauen zur Gottheit, keine Dankbarkeit [...] gegen Gott, möglich ist“.¹³

Auf einem solchen Hintergrund kann weder Judenfeindlichkeit noch eine kultursoziologische christliche Überheblichkeit gegenüber Juden entstehen, sondern Christen werden zu dankbar Lernenden. Dass Ewald eben kein lutherischer, sondern reformierter Theologe war, der in Calvins theologischer Tradition stand, sei dabei nur am Rande vermerkt. Seine theologische Überzeugung konnte sich aber leider nicht durchsetzen.

2.3 Hebels „Sendschreiben“ an die „Theologische Gesellschaft zu Lörrach“

Hebels Lörracher Proteuser

1809, also im Jahr der Judenemanzipation, sandte Hebel an seine Lörracher theologischen Freunde eine Abhandlung, die er als „Sendschreiben“ bezeichnet

12. Jakob Friedrich FRIES, *Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden*. Eine aus den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur besonders abgedruckte Recension der Schrift des Professors Rühs in Berlin: „Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht. Zweyter verbesserter Abdruck etc.“, Heidelberg 1816, S. 23; zitiert nach Steiger, a.a.O., S. 325 f.

13. Johann Ludwig EWALD, *Ideen, über die nöthige Organisation der Israeliten in Christlichen Staaten*, Karlsruhe 1816, S. 6f.; zitiert nach Steiger, a.a.O., S. 327

und offensichtlich als Diskussionsbeitrag zur gesellschaftlichen Beurteilung der Juden verstanden wissen will.

Hebels zeitgeschichtliche Relativierung des Judentums

Hebel wendet sich darin gegen eine Bewertung der Juden nach mitteleuropäischen Maßstäben, wie sie etwa sein geistiger Widerpart „Ritter Michaelis“ vertrat. Statt dessen fordert er in dieser Abhandlung,

„vor allen Dingen den Juden und seinen Blutsvetter, den Araber, auf dem | heimischen Boden desto näher zu betrachten und das charakteristische Gepräge zu studieren, welches das Klima des Landes, wo die Bibel geschrieben wurde, seinen Kindern aufdrückt; da nicht zu leugnen steht, dass man vor allen Dingen diejenigen, an welche geschrieben ist, bass kennen muss, wenn man das, was geschrieben ist, um einen halben Erdgürtel nördlicher und um ein paar Jahrtausende später ausdeuten und dem heiligen freien Geist, der heimisch unter den orientalischen Palmen hauset, unter den nordischen Eichen bannen will.“¹⁴

Hebels „völkische“ Klassifizierung der Juden und Vorwurf: Festhalten am Alten

Dies scheint zunächst ein judenfreundliches Plädoyer für eine objektive Bewertung und Behandlung der Juden aufgrund ihrer geografisch-klimatischen Lebensbedingungen in ihrem biblischen Herkunftsland zu sein. Unter der Hand spricht daraus allerdings eine recht verächtliche Einstellung – nicht nur gegenüber den Juden. Einige Argumente könnte man sogar als ausgesprochen rassistisch bezeichnen:

„Ich rechtfertige mein Vorhaben und meinen Wunsch mit der Behauptung, dass das jüdische Volk, wie alle asiatischen und alle unterdrückten Völker, sehr anhängig an sein Altes sei und den physischen, psychologischen und moralischen Charakter seiner Väter in Palästina noch nicht verändert habe.“¹⁵

Hebels rassistische Charakterisierung der Juden

Auch Hebel greift, wie wir dies bereits bei Fries und von Sensburg gesehen haben, das Festhalten der Juden an ihrer religiös-kulturellen Tradition auf. Er bleibt jedoch nicht dabei stehen, sondern führt auch körperliche Merkmale wie die Physiognomie ins Feld, wenn er „zum Beispiel die Ähnlichkeit der Gesichtszüge und den Bart“ als besondere Merkmale erwähnt und diese folgendermaßen erklärt:

„Erstere erklärt man richtig daher, dass die Juden selten fremdes Blut durch Heirat in das ihrige gemischt haben, und ich setze nicht unwahrscheinlich hinzu, dass, wenn jemand alle Judengesichter, die jetzt existieren, kennte und imstande wäre, das Gemeinschaftliche und Charakteristische aus allen herauszuheben und vorerst in ein Gesicht zusammenzufassen, dann in diesem die männlichen und weiblichen Züge zu scheiden und in zwei Gesichter zu zerlegen, so würde er mit dieser Ope-

14. [Hrsg.] Eberhard MECKEL, *Johann Peter Hebel*, Gesammelte Schriften, Zweiter Band, Aufbau-Verlag, Berlin 1958, (GS II), S. 281 f. – Dies sind bereits Ansätze historisch-kritischen Denkens.

15. ebd., S. 283

ration die Originalporträts des Abraham und der Sara richtig gefunden und dargestellt haben.“¹⁶

Dies entspricht nicht nur einer erbbiologischen Rassenideologie, sondern unterstreicht diese noch durch die fixe Idee, ein typisches jüdisches „Urgesicht“, und sei es auch nur hypothetisch, rekonstruieren zu können.

Hebels karikierende Verachtung des „Morgenländischen“

Er geht dann allerdings nicht näher darauf ein, sondern nimmt sich die jüdische Kleidung vor, die er samt und sonders für „morgenländisch“ erklärt, auch wenn er weiß, dass die Kleidung europäischer Juden anders aussieht als die typisch orientalische Kleidung seiner Zeit. Darin erkennt er darin „morgenländische“ Züge:

„Der Jude isst, trinkt, betet und grüßt seine Landsleute mit bedecktem Haupt. Warum? Der Hut ist ein Turban. Kein Morgenländer zieht den Turban. Er ist wesentlich zur anständigen Erscheinung vor anderen. – [...] Die Pantoffeln, die er den Schuhen vorzieht und wie den Schlafrock zum Gegenstand des Luxus macht, sind seine Sandalen. [...] So setzt er sich, ohne es zu wissen und zu wollen, mitten in Deutschland aus europäischen Kleidungsstücken das Kostüm des Orient nachäffend, zusammen und gefällt sich darin, und wenn alsdann am heißesten Sabbat des Jahrs noch an einem Fleck die Sonne scheint, so wird er nicht in den Schatten stehen. Denn er ist ein Orientale.“¹⁷

Das jüdische Outfit wird mit dieser Beschreibung gewissermaßen zur Karikatur.

Hebels Auslassungen über den Namen Moses

In Hebels Geschichten heißen Juden oft „Mauschel“; dies begründet Hebel mit einer Schreibweise des Namens „Mose“ in der Septuaginta (*Môyses*). Diese Namensschreibung kommentiert er:

„Es beweist nichts weniger, als dass der Gesetzgeber der Juden nicht Moses, sondern immer Mause geheißen habe, und also das Mause unserer Juden nicht vernachlässigte Pöbelsprache, sondern reine Haltung des orientalischen Wohlklangs mitten unter allen abendländischen Dissonanzen sei, wie auch das Arabische beweist.“¹⁸

Dass das Johannesevangelium *Môses* schreibt, erklärt er damit, dass die Griechen das Omega wie „au“ aussprachen.

Hebels Vorurteil: typisch jüdische Spottlust

Dass auch die mit Jesus hingerichteten Banditen Jesus verspotteten, erklärt er mit einer jüdischen Charaktereigenschaft:

„Aber das Ideal der tiefsten Verwerflichkeit realisiert auf der andern Seite ein dritter, der mit Nägeln in den eigenen Händen und mit dem Tod auf eigener Zunge

16. ebd.

17. GS II, S. 283 f.

18. GS II, S. 284

der nämlichen Leiden eines Unschuldigen neben sich noch spotten kann und damit einen Charakter|zug seiner Nation belegt. Denn betrachtet den Juden, wo ihr wollt, Spottsucht und Schadenfreude hat er mit seinesgleichen unter allen Nationen gemein; aber das hohe Talent, im neckenden Spott über fremde Leiden den Schmerz der eigenen zu kühlen, ist ihm eigen.“¹⁹

Hebels Vorurteil: typisch jüdische Arbeitsscheu und Schächten als deren Beweis

Schließlich übernimmt er die Vorurteile jüdischer Arbeitsscheu und Brunnenvergiftung. Übertroffen wird dies nur noch durch seine Erklärung der jüdischen Vorschriften des rituellen Schlachtens, obwohl er dies als Bibeltheologe besser wissen müsste:

„Zum Anhang dieser Nummer und Eintrag ins Ganze gehört übrigens noch die Bemerkung, dass der Jude ein einziges Metier der Europäer con amore treibt, das Fleischerhandwerk. Weil er koscher essen müsse, meint man. Allein da ließe sich helfen, und lässt sich, wo er nicht schlachten kann. Nein, sondern bis ihm sein Gott wieder einen Altar und einen Tempel baut, treibt er die freie Kunst des Schlachtens, die ihm von dorther angestammt ist, an der Fleischbank fort, Blut muss fließen, am Altar oder in der Metzsig!“²⁰

Solche Vorurteile sind langlebig. Die angeblich jüdische Blutrünstigkeit fand auch in die Nazi-Kinderliteratur Eingang im Vorurteil vom jüdischen Arzt.²¹

Einzig positive Eigenschaft: kein Alkoholmissbrauch

Nur eines merkt Hebel positiv an, „dass der Jude von keinem europäischen Laster so frei ist als von der Trunkenheit.“²² Diese hält er für ein typisch nordisches Laster, das zunimmt, je weiter man nach Norden kommt. Dass sich hier lebende Juden davon nicht anstecken lassen, ist das Morgenländische an ihnen.

Hebels Veranlassung des „Sendschreibens“

Auch wenn sich dieses Sendschreiben als Widerlegung der Gedanken des „Ritter Michaelis“ und dessen Voraussetzung gibt, nach der „Wahrheiten, die in der heiligen Schrift gelehrt werden“ als „schon aus der Vernunft bekannt, oder derselben gänzlich verborgen“ seien, bleibt die Frage, was ihn zu dieser Schrift veranlasst hat. Waren es Befürchtungen, die sich mit der Judenemanzipation in der Bevölkerung einstellten? War sie als „Aufklärungsschrift“ gemeint, die Verständnis für jüdische Besonderheiten wecken wollte, indem diese als morgenländisch-traditionell erklärt werden?

3. *Niederschlag der Hebelschen Sicht der Juden in seinen Kalendergeschichten.*

3.1 *Jüdische Geschäftemacher*

19. GS II, S. 285 f.

20. GS II, S. 291

21. Vgl. Hans MAASS, *Verführung der Unschuldigen* - Beispiele judenfeindlicher Kinderliteratur im 3. Reich - Themen und Texte, eine Schriftenreihe 3, Karlsruhe 1990

22. GS II, S. 291

a. *Gewinn um jeden Preis?*

Als fünfte Besonderheit des jüdischen Charakters nennt Hebel in seinem „Send-schreiben“ die Geschäftemacherei:

„Der Jude weicht dem Ackerbau und jedem Beruf, der anhaltend und mühsam beschäftigt, aus und nährt sich, sei es auch kümmerlich, von allerlei Handel, treibt Gaukelei, legt Rattengift oder kultiviert irgendeinen Nebenzweig einer nützlichen Kunst im kleinen, zum Beispiel die Operation der Hühneraugen. Man sagt daher sie seien Tagdiebe, und das ist einseitig und ungerecht. Man sollte sagen: Sie sind Morgenländer.“²³

Dies ist nicht nur eine Beleidigung für Juden, sondern für alle Orientalen, die er damit als „Tagdiebe“ charakterisiert.

Bereits die Eingangserzählung „Schlechter Gewinn“ stellt diesen Charakterzug deutlich heraus. Man muss jedoch schon sehr „kümmerlich“ leben, um sich auf solche „Spielchen“ einzulassen, und andererseits finanziellen Gewinn höher achten als körperliche Unversehrtheit.

Bestrafte Geschäftemacherei

Ähnlich wird ein Jude in der Erzählung beschrieben: „Wie einmal ein schönes Ross um fünf Prügel feil gewesen ist“.²⁴ Noch mehr als beim „schlechten Gewinn“ hat man den Eindruck, dass sich der Erzähler in sadistischer Freude an der masochistischen Gewinnsucht des jüdischen Protagonisten genüsslich weidet; denn er versteht es, die Erzählung durchaus spannend darzubieten, so dass man einerseits mit dem misshandelten Juden leidet, andererseits aber auch auf den guten Ausgang hofft, der dann aber ausbleibt:

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hats schriftlich.

Ein Kavallerieoffizier, ein Rittmeister, kam in ein Wirtshaus. Einer, der schon drin war und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehn, ein Hebräer, sagte: „Dass das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden drauf hergeritten sind.“

„Gefällt er Euch, Sohn Jakobs?“ fragte der Offizier.

„Dass ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre“, erwiderte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. „Was brauchts hundert“, sagte er, „Ihr könnt ihn um fünfzig haben.“

Der Hebräer sagte: „Tuns fünfundzwanzig nicht auch?“ – „Auch fünfundzwanzig“, erwiderte der Rittmeister – „auch fünfzehn, auch fünf, wenn Ihr daran genug habt.“

Niemand wusste, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte: „Meinetwegen auch fünf“, dachte der Hebräer: ›Hab ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amtshaus in Günzburg ausgehalten und bin doch noch kosher?‹ – „Herr“,

23. GS II, S. 286

24. GS I, S. 411 ff.

sagte er, „Sie sind ein Offizier. Offiziersparole?“ Der Rittmeister sprach: „Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihrs schriftlich?“

„Lieber wärs mir“, sagte der Hebräer.

Also beschied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung alsogleich als Eigentum zustellen. So geschehen da und da, den und den.“ |

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel, und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hinterteil dergestalt, dass der Hebräer bei sich selbst dachte: ›Der kanns noch besser als der Gerichtsdienner in Günzburg‹, und laut auf au weih! schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie tuts, Sohn Jakobs?“ Der Hebräer sagte: „Na, wie tuts, gebt mir die andern auch, so bin ich absolviert.“

„Das kann geschehen“, sprach der Offizier und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, dass der erste nur eine Lockspeise dagegen zu sein schien; darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöpplein.

Also tat er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer. „Ich weiß nicht, soll ichs Euer Gnaden Dank wissen oder nicht, dass Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir nach vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat.“

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs, auf den fünften könnt Ihr lange warten“, und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesenden, dass man fast das Haus unterstützen musste, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekeffen, was tu ich damit? Wenns der Herr Baron nicht freiwillig tut, in der Verschreibung steht nichts davon, dass er muss.“ Kurz, der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt diesen Mutwillen nicht loben, wenn der Hebräer sich nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergibt um Gewinns willen, der verdient, dass er vier bekommt ohne Gewinn. Man muss sich nie ums Gewinns willen freiwillig misshandeln lassen.

Die Schlussentenz zielt in dieselbe Richtung wie beim „schlechten Gewinn“.

Hebels Erzähltechnik

Hinzu kommt aber noch eine ganze Reihe anderer Auffälligkeiten. Hebel kleidet die Erzählung in das Gewand einer wahren Begebenheit, obwohl die Ortsanga-

be, „Salzwedel“ oder „anderswo“ trotz der Versicherung, „der Hausfreund hats schriftlich“, an der Echtheit zweifeln lässt. M.a.W.: Dies könnte sich überall zugegetragen haben. Eine solche Verallgemeinerung will den Eindruck erwecken: So sind alle Juden, dies hätte überall passieren können.

Hinzu kommen die wechselnden Bezeichnungen für diesen Juden: Hebräer, Sohn Jakobs, Jekeffen, offensichtlich eine Verballhornung von Jaakov.

Und welche Erniedrigung bedeutet es, dass dieser Jude nicht nur das zunächst sicher als Scherz gemeinte Angebot von hundert Stockprügeln macht, sondern am Ende sogar um den fünften Schlag bittet, ja, den Notar als Beistand anruft!

Dass Hebel die anfängliche Verhandlung um den Preis für das Reitpferd analog zu Abrahams Verhandlung mit Gott um die Verschonung Sodoms schildert, gibt dem Ganzen noch eine besondere Note!

Schlechte Charaktereigenschaften als typisch jüdisches Merkmal

Was ist das Judenfeindliche an dieser Erzählung?

Ihre Zuspitzung auf einen *Juden*! Grundsätzlich hätte man eine solche Begebenheit auch von einem nichtjüdischen geldgierigen Geschäftemacher erzählen können; aber dann hätte sie wohl niemand interessant gefunden, vielleicht nicht einmal geglaubt, sondern für eine Erfindung gehalten, die zur Illustration der moralischen Schlussmahnung aus dieser herausgesponnen wurde. Bei einem Juden glaubt man sie, sagt womöglich noch bestätigend: So sind sie!

b. *Geprellte Betrüger*

Erstes Beispiel: Unterschlagene Edelsteine

Eine ganz gewöhnliche Gaunerei

Eine Erzählung, die zunächst anscheinend nichts mit Juden zu tun hat, also auch ohne Juden funktionieren könnte, ist die Geschichte „List gegen List“.²⁵ Erst als sie schon zur Hälfte erzählt ist, stellt sich heraus, wer die beiden „vornehm gekleideten Personen“ sind, von denen zu Beginn die Rede ist:

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für dreitausend Taler kostbare Kleinode abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm tausend Taler bar, legten alles, was sie ausgesucht hatten, in ein Schächtelein zusammen, siegelten das als Unterpfund für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung; wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nämliche wäre. „In vierzehn Tagen“, sagten sie, „bringen wir Euch die fehlende Summe und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang.“ Alles wurde schriftlich gemacht. Allein es vergehen drei Wochen, niemand meldet sich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: ›Was soll ich Euch Euer Eigentum hüten auf meine Gefahr und mein Kapital tot drinnen lie-

25. GS I, S. 451 ff.

gen haben?« Also wollte er das Schächtelein in Beisein einer obrigkeitlichen Person eröffnen und die bereits empfangenen tausend Taler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „lieber, guter Goldschmied“, sagte der Aktuarus, „wie seid Ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert.“ Nämlich in dem Schächtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied“, sagte der Aktuarus, hier ist guter Rat teuer. Ihr seid ein unglücklicher Mann.“ Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zu Türe herein und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einsechtige (einzelne) Schnallen verkaufen und sah den Spektakel. „Goldschmied“, sagte er, als der Aktuarus fort war, „Euer lebelang müsst | Ihr Euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet Euch an praktische Männer. Habt Ihr das Herz, an eine Speckseite zu setzen, Euch ist zu helfen. Wenn Euer Schächtelein oder der Wert dafür noch in der Welt ist: ich schaff Euch die Spitzbuben wieder ins Haus.“ – „Wer seid Ihr, um Vergebung?“ fragte der Goldschmied. – „Ich bin der Zundelfrieder“, erwiderte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmütig er sich anstellen und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann wie das Geld. Auch ist er in der Tat so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdies an das Sprichwort dachte, dass, wer das Ross geholt hat, der hole auch den Zaum, kurz, der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an. „Aber ich bitte Euch“, sagte er, „betrügt mich nicht.“ – „Verlasst Euch auf mich“, sagte der Frieder, „und erschreckt nicht allzusehr, wenn ihr morgen früh wieder etwas klüger geworden seid!“ Vielleicht ist der Frieder auf einer Spur? Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch vier Dutzend silberne Löffel, sechs silberne Salzbüchlein, sechs goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Frieder. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: ›Das geschah dir recht.‹ Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nämlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangschein, dass er obige Artikel richtig erhalten habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nämlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebstahl beim Amt an und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekanntzumachen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schächtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichnis zu setzen, um etwas. Der Amtmann sah ins Klare und verwilligte ihm den Wunsch. ›Einem honetten Goldschmied‹, dachte er, ›kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen tun.‹ Also verläuft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sei gestohlen worden das und das, unter andern ein Schächtelein so und so mit vielen kostbaren Edelgesteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb“, schmunzelte dort ein böhmischer Jud dem andern zu, „der

Goldschmied wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, dass es ihm gestohlen ist?“ – Desto besser, sagte der Löb, „so muss er uns auch unser Geld zurückgeben und hat gar nichts.“ Kurz, die Betrüger gehn dem Frieder in die Falle und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seid so gut und gebt uns itzt das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben Euch ein wenig lange warten lassen?“ – „Liebe Herren“, erwiderte der Goldschmied, „euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das Schächtelein ist euch gestohlen. Habt ihrs noch in keiner Zeitung gelesen?“ Der Löb erwiderte mit ruhiger Stimme: „Das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf Eurer Seite sein. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wirs Euch in die Hände gegeben haben, oder Ihr gebt uns unser vorausbezahltes Geld zurück. Die Krönung ist ohnehin vorüber.“ – Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf eurer Seite sein“, nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nämlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatschiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und fassten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und soviel Geld und Geldwert, als nötig war, den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriss der Goldschmied hernach den Empfangschein des Frieders. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder und verlangte nichts für seinen guten Rat. „Wenn ich einmal etwa von Eurer Ware benötigt bin“, sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in Euren Laden und zu Euerm Kästlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zugrunde richten könnte“, sagte er, „dass ich der einzige wäre.“ Denn eifersüchtig ist er.

Spannende Erzählkunst nach gängigem Muster

Dass diese Erzählung spannend aufgebaut ist, muss nicht besonders betont werden. Eine besondere Note erhält sie jedoch dadurch, dass ausgerechnet einer der größten Gangster jener Zeit, der berüchtigte Zundelfrieder, dem Goldschmied gewissermaßen als deutscher Robin Hood zu seinem Recht verhilft.

Ansonsten verläuft die Geschichte nach dem Muster des betrogenen Betrügers; denn die beiden Gauner werden ihrer gerechten Bestrafung zugeführt.

Zweites Beispiel:

Variation eines Themas

Auch wenn bestimmte Motive immer wiederkehren, variiert „der Hausfreund“, hinter dem sich Hebel verschanzt, die Abläufe. Dass der „Gläserne Jude“²⁶ ein Betrüger ist, wird erst im Verlauf der Erzählung klar. Oder sollte das Stichwort „ein polnischer Jude“ für Hebels Leserschaft dies von vornherein nahegelegt haben? In jedem Fall bedient diese Geschichte das Vorurteil des betrügerischen Juden, der im Ernstfall für den Gewinn auch körperliche Züchtigung hinzunehmen bereit ist. Soziologisch gesehen ist dies typisches Unterschichtverhalten. Dies zeigt die gesellschaftliche Einordnung der Juden in jener Zeit, auch wenn es aufgrund der ihnen zugewiesenen gesellschaftlichen Rolle, die ihnen sowohl die

26. GS I, S. 417 f.

Ausübung von Zunftberufen als auch Landwirtschaft verbot bereits damals durchaus reiche Juden gab, die vom Handel lebten.

Dass Juden mit Geldverkehr zu tun hatten und deshalb von vornherein als Wucherer und Betrüger galten, geht u.a. aus mittelalterlichen Darstellungen hervor.

Ein beliebter und bekannter Bildtypus

- So zeigt ein Holzschnitt von Erhard Reuwich aus dem Jahr 1486 einen Mann (wohl einen Pilger), der an einen in Jerusalem wohnenden Juden seinen Mantelumhang verkauft oder verpfändet.²⁷
- Eine Lithographie aus dem Jahr 1869 zeigt eine sog. Ständetreppe.²⁸ Man muss das Bild in seinem Aufbau genau betrachten: die untere Bildmitte zeigt eine friedliche ländliche Szene. Diese wird von insgesamt sieben verschiedenen Ständen umringt. Auf der linken Seite sind in aufsteigender Linie diejenigen zu sehen, die dem einfachen Bürger Geld abverlangen, rechts (absteigend) diejenigen, die entweder nichts haben oder sogar Geld geben. Gekrönt wird diese Pyramide von einem Juden mit einem dicken Geldsack. Der Herausgeber kommentiert dieses Bild:

„Die Darstellung hat keine auffällig antisemitische Tendenz. Der Handelsjude ist sozusagen ein zum Ganzen dazugehöriger Teil der Gesellschaft.“

Zwar trifft die Behauptung zu: „Der Handelsjude ist sozusagen ein zum Ganzen dazugehöriger Teil der Gesellschaft.“ Ich kann mich jedoch dieser scheinbar neutralen bzw. positiven Deutung trotzdem nicht anschließen; es ist doch zu fragen, warum ausgerechnet der Jude und nicht der Kaiser an oberster Stelle steht. Ein Blick auf die Postamente, auf denen die einzelnen Personen stehen, kann bei der Beantwortung dieser Frage weiter helfen: Der Kaiser fordert den ihm zustehenden Tribut, der Edelmann beruft sich auf seinen abgabefreien Besitz, der Pfarrer kassiert die Stollgebühren für die Amtshandlungen, der Soldat gibt nichts, der Bettler hat nichts, der Bauer muss alle anderen ernähren. Nur der Jude auf der obersten Stufe stellt fest: „Ich muss von dem Profite leben“. M.a.W. er nutzt alle anderen aus. Dies entspricht der Einschätzung der Juden im 19. Jh.

Verdiente Strafe oder kalkulierter Kaufpreis?

Der „gläserne Jude“ ist eine Verkörperung dieses betrügerischen und deshalb ständig auf der Flucht befindlichen Typs:

Im letzten Krieg floh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammenhauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager, der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Korn sack und legte ihn auf den Boden. „Nausel, rühr dich nicht, sonst sind wir beide kapores.“ – „Doved ich rühr mich nicht.“ Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Säbel zur Tür herein und: „Wo ist der Spitzbub?“ schrie er mit grimmiger Gebärde; der Schwager erwiderte: „Na, gestrenger Herr Unteroffizier! Dass mein Haus keine Spitzbubenherberg ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd?“ Der Husar erwiderte: „Wo der Spitzbub ist, will ich wis-

27. Vgl. Heinz SCHRECKENBERG, *Die Juden in der Kunst Europas*, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht/Herder, Göttingen/Freiburg i. Br. 1996, S. 312

28. ebd., S. 313

sen, der mich um vier Taler betrogen hat“, und visitierte in allen Winkeln herum. „Was habt Ihr in dem Sacke da“, fuhr er den Schwager an und hielt ihm den blanken Säbel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd ich haben in dem Sack do? Glas.“ Da hieb im Zorn der Husar mit flachem Säbel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. Soviel Hiebe, soviel Schwielen. Der Jude aber, der darin steckte, dachte: „Ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger“, und machte unaufhörlich mit reiner Stimme kling, kling, dass der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich | vor, dass schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jud inwendig immer schneller kling, kling, kling. Als aber der Husar fort war, und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder“, sagte er, „mein Leben lang will ich um vier Taler kein Glas mehr werden.“

Mit den Augen eines Bürgers des 19. Jh. gelesen

Wie liest dies ein Bürger, der sich in der gesellschaftlichen Stufenleiter einordnet, diese Erzählung? Bewundert er den geprügelten Betrüger wegen seines listigen Einfalls? Empfindet er gar Respekt, weil dieser seinen Schwager nicht hängen lassen will, oder wird dieser durch die Bemerkung „mich noch weniger“ wieder reduziert? Oder kommt Schadenfreude auf? Und wäre sie dieselbe, wenn es sich bei dem so Bestraften nicht um einen Juden handelte, sondern um einen armen Schlucker, etwa um den Bettler auf der „Ständetreppe“?

Übertrieben oder real?

So skurril und brutal, ja, geradezu sadistisch die Geschichte ist, bewegt sie sich damit wohl dennoch im Bereich der Realität, da sie zeigt, wie man mit Juden umging oder meinte umgehen zu können. Den Eindruck realitätsgetreuer Erzählung verstärkt Hebel auch dadurch, dass er in dieser Erzählung noch stärker als sonst die Juden eine ans Jiddische anklingende Sprache sprechen lässt

c. *Der überlistete Jude*

Mit Juden kann man's ja machen!

Wie man meinte, vielleicht auch nur wünschte, mit Juden umgehen zu können, zeigt die Erzählung „Der falsche Edelstein“.²⁹ Man kann darüber streiten, ob der Jude in dieser Geschichte lediglich überlistet oder regelrecht betrogen wurde, da beide Elemente die Handlung bestimmen: Der Reiche behauptet ja von Anfang an, der Stein sei falsch; andererseits zeigt er ihm einen Ring mit einem tatsächlich echten Stein, den dieser sogar begutachten lässt.

In einem schönen Garten von Straßburg vor dem Metzgerort, wo jedermann für sein Geld hineingehen und lustig und honett sein darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöppllein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude und sagt: „Herr Ihr

29. GS I, S. 406 ff., SK, S. 196

habt einen schönen Edelstein in Eurem Fingerring, dem wär ich auch nicht feind. Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim in dem Brustschildlein des Aharons?“ Der wohlgekleidete Fremde sagte kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem andern Finger als an dem meinigen.“ Der Jude bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. ›Soll dieser Stein nicht echt sein?‹ dachte er und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: „Was soll ich Euch betrügen? Ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch.“ Der Jude bittet um Erlaubnis, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer, der dabei saß, sagte: „Ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag wert sein, was er will.“ Der Fremde sagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht echt.“ |

In dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten, und waren auch lustig und honett für ihr Geld, nämlich für das Geld der Gevatterleute, und einer davon ist ein Goldschmied, ders versteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Austerlitz die Nase verloren hatte, hat er eine silberne angesetzt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr“, sagte er, „soll dieses kein echter Edelstein sein? Kann der König Salomon einen schönern in der Krone getragen haben?“ Der Gevattermann, der auch ein halber Sternseher ist, sagte: „Er glänzt wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe Euch neunzig Dublonen für den Ring. Was Ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist Euer Schmus.“ Der Jude kehrt zu dem Fremden zurück. „Echt oder unecht, ich gebe Euch sechs Dublonen“, und zählte sie auf den Tisch, funkelnagelneu. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger und sagte jetzt: „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, dass Ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut“, und steckte die Hand in die Tasche, dass der lüsterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. – „Acht Dublonen.“ – „Nein.“ – „Zehn Dublonen.“ – „Nein.“ – „Zwölf – vierzehn – fünfzehn Dublonen.“ – „Meinetwegen“, sagte endlich der Fremde, „wenn Ihr mir keine Ruhe lassen und mit Gewalt wollt betrogen sein. Aber ich sage es Euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe Euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruss haben. Der Ring ist Euer.“ Jetzt brachte der Jude voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm ich zu Euch und hole das Geld.“ Aber der Gevattermann, den noch niemand angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund das ist nicht mehr der nämliche Ring, den Ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreuzer | wert zwischen Brüdern. So macht man sie bei Sankt Blasien im Eieli in der Glashütte.“ Denn der fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jude mit ihm handelte und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den echten Ring vom Finger ab und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jude. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakete geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! Ich bin ein betrogener Mann, ein unglückli-

cher Mann, der Stein ist falsch.“ Aber der Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen: „Ich hab ihn Euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist Euer. Hab ich Euch ihn angeschwätzt, oder habt Ihr ihn mir abgeschwätzt?“ Alle Anwesenden mussten gestehen: „Ja, er hat den Stein für falsch verkauft und gesagt: der Ring ist Euer.“ Also musste der Jud den Ring behalten und die Sache wurde nachher vertuscht.

Zeugen eines bewussten Betrugs

Auch hier wird der Anschein der Augenzeugenschaft erweckt, denn „in dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gvatterleuten“. Der heutige Leser fragt sich allerdings: Warum ist der „Hausfreund“ nicht eingeschritten? Hielt er den Vorfall für rechtens? Zwar hatte der Besitzer nie behauptet, der Stein sei echt. Da er aber einen echten Stein gezeigt hatte und begutachten ließ, den er dann heimlich vertauschte, handelte es sich um einen offenkundigen Betrug, den der „Hausfreund“ beobachtete, ohne einzuschreiten, und damit billigend in Kauf nahm. Genau genommen hatte jener Betrüger nicht einmal eine günstige Gelegenheit beim Schopf gepackt, sondern diesen Betrug von vornherein geplant, sonst hätte er nicht einen vom Aussehen her nicht zu unterscheidenden zweiten Ring in der Tasche gehabt!

Schadenfreude über Unrecht

Hebel erzählt den Vorfall noch nicht einmal im Sinne eines Berichts über ein Unrecht, sondern bringt mit der abschließenden Bemerkung, „die Sache wurde nachher vertuscht“, entweder zum Ausdruck, dass es sich doch um eine erfundene Erzählung handelt, oder dass der Jude sich zum Verschweigen genötigt fühlte gemäß dem Sprichwort: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“. So oder so: die Erzählung wird mit dem Unterton erzählt und gehört: Das geschieht dem Juden gerade recht.

Offensichtlich entspricht dies der allgemeinen Meinung über Juden. Vor allem Juden, die als Viehhändler durchs Land zogen, standen in den Ruf, Betrüger zu sein.

3.2 Die nötige Gewitztheit

Überlebensstrategien

Wenn man ständig vor Gemeinheiten der bürgerlichen Gesellschaft auf der Hut sein muss, entwickelt man auch Eigenschaften, die als Überlebensstrategie unerlässlich sind, auch wenn sie von der Mehrheitsgesellschaft weder verstanden noch gebilligt, sondern den Juden als schlechte Charaktereigenschaften vorgehalten werden. Die Fülle von jüdischen Witzen, die es gibt, sind Zeichen solcher Überlebensstrategien.

Auch Hebel kennt Anekdoten dieser Art. Dies zeigt die folgende Erzählung

a. *Gleiches mit Gleichem*³⁰

Auch in dieser Erzählung geht es um Tierhandel; Partner eines jüdischen Viehhändlers ist diesmal ein Pfarrer, der sich offensichtlich berechtigt fühlt, im Rahmen der Legalität zum Nachteil des Juden zu handeln, und außerdem sich dadurch sogar Hoffnung auf eine Konversion des Juden macht:

„Der geistliche Herr von Trudenbach stand eines Nachmittags am Fenster. Da ging mit seinem Zwerchsack der Jud von Brassenheim vorbei. „Nausel“,³¹ rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinem Ross einen guten Käufer weißt, zwanzig Dublonen ist es wert, so bekommst du ...“ – „Na, was bekomm ich?“ – „Einen Sack Haber.“ – Es vergingen aber drei Wochen, bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nämlich sechs Dublonen mehr dafür bezahlte, als es wert war. Und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften; damals kauften sie noch. Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll einen halben. ›Vielleicht bekehr ich ihn‹, dachte er, | ›wenn er sieht, dass wir auch gerecht sind in Handel und Wandel.‹

Das war nun zu nehmen, wie man wollte. Der Jud nahm aber für recht und billig. ›Wart nur Gallech‹³², dachte er, ›du kommst mir wieder.‹

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster, und der Jud von Brassenheim ging durch das Dorf. „Nausel“, rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen ...“ – „Na, was bekomm ich, wenn ich Euch einen guten Käufer schaffe?“ – „Zwei große Taler.“

Jetzt ging der Jud zu einem verunglückten Metzger, der schon lange kein Messer mehr führt, weil alles gut tut nur, solange es mag, zum Beispiel das Schuldigbleiben. Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmütig, dass ich gar kein Blut mehr sehen kann“, und schloss die Metzger zu. Seitdem heißt er zum Übernamen der Metzger Blutscheu und nährte sich wie der Zirkelschmied von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Werk ist. Denn an ihm suchte und fand der Jud seinen Mann und sagte ihm, was zu fangen sei und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beiden zu dem geistlichen Herrn. Aber wie war der Metzger ausgestattet? In einem halbneuen, brauntüchernen Rock in langen, schön gestreiften Beinkleidern von Barchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lotschweren silbernen Ring, ein dito

30. GS I, S. 408 ff.

31. Dies ist ein Eigenname; am Ende seines Sendschreibens an die „Theologische Gesellschaft zu Lörrach“ schreibt Hebel: „Grüße mir den Thumringer Juden, und, wenn er noch lebt, den Scheitele in Lörrach, und den Nausel!“

32. www.gutefrage.net/frage/alt-deutsch-und-derengeschichten: „Galach, Gallach, Galech oder Gallech ist ein Wort der jiddischen Sprache und bezeichnet einen christlichen Pfarrer oder Prediger. Wenn es abschätzig verwendet wird, ist „Pfaffe“ die Entsprechung. Eine Bedeutung des Wortes ist „Geschorener“, „Tonsurierter“, „Rasierter“. In der katholischen Kirche gab es einen Brauch bei Geistlichen, sich die Haare ganz oder teilweise zu scheren, die Tonsur (lateinisch: tonsura = das Scheren, vom Verb *tondere* = scheren).“ – Von hebr. *חלל* rasieren

Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Bürgerschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen als das rote Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen und wie mit einer Klafterschnur gemessen. – „Na, wie jauker?“ – „Zwanzig Dublonen.“ – „Siebzehn!“ – „Herr Adlerwirt“, sagte der Jud, „macht neunzehn draus, Ihr verkauft Euch nicht.“ – „Die | Ochsen sind brav“, sagte der Blutscheu; „wenn ichs zwei Stunden früher gewusst hätte, als meine Gurt noch voll war, dass ich sie alsogleich fassen könnte, so wären sie mir ein paar Dublonen mehr wert. Aber am Freitag hol ich sie für achtzehn“, und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas draufgeben wollte. Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn etwas in das Ohr, und „wenn Ihr für die Jungfer Köchin zwei große Taler in den Kauf geben wolltet“, sprach er dem Metzger zu, „so könnt Ihr die Ochsen alsogleich mitnehmen für neunzehn. Ihr seid ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer. Am Freitag bringt Ihr ihm das Geld.“ Der Kauf war richtig, zwei große Taler gingen auf die Hand. „Herr Adlerwirt“, sagte der Jud, „Ihr habt einen guten Handel gemacht.“

Also trieb der Blutscheu die schöne fette Beute fort. Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, dass der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch nicht bekam. Eines Nachmittags, nach vier Wochen oder nach sechs, stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster, und der Jud ging durch das Dorf. „Nausel“, rief der geistliche Herr ihm zu, „wo bleibt der Adlerwirt? Ich habe mein Geld noch nicht.“ – „Na, wo wird er bleiben“, sagte der Nausel. „Er wird warten, bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er Euch statt neunzehn neun und eine halbe. Verliert Ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verloren?“

Da ging dem Dechant ein Licht auf.

Das Artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm geteilt habe. „Was er getan hat“, sagte er, „den schönsten hat er für sich behalten und mir den geringeren gegeben.“

Vorteilhafte Rechenkunst

Wenn Hebel als das „Artigste an dieser ganzen Geschichte“ die Wahrheit bezeichnet, weiß er, dass dieser Handel auf beiden Seiten nicht ganz koscher ist; aber es wird „Gleiches mit Gleichem“ vergolten. Die Rechnung stimmt zwar nominell, wenn man nur den jeweiligen Geldwert und nicht das Datum der Vereinbarung in Betracht zieht: Denn wenn mittlerweile der Hafer das Doppelte kostete, erhielt der Jude tatsächlich Hafer im vereinbarten Wert, hatte also keinen Verlust. Umgekehrt: wenn der Wert eines Doppeltalers (Dublone) auf das Doppelte gestiegen war, erhielt der Pfarrer tatsächlich den vereinbarten Wert, auch wenn er nur eine halb so große Summe erhielt.

Warum muss ein Jude als Beispiel dienen?

Im Grunde verhalten sich beide wie die Hedgefonds³³ unserer Tage. Auch sie spekulieren auf die Preisentwicklung von Aktien und Währungen. Wo diese „Casino-Mentalität“ hinführt, haben wir in der großen Wirtschaftskrise der beiden letzten Jahre erlebt. Formal ist alles rechtens; dennoch spürt Hebel, dass bei dieser Rechnung etwas nicht aufgeht; denn bei pünktlicher Zahlung bzw. voller Erstattung der vereinbarten Sachleistung (ein Sack Hafer), hätte der Gewinn auf der Seite des Empfängers gelegen, so liegt er auf der Seite des trickreichen Verkäufers bzw. Vermittlers. Entsprechendes gilt andererseits beim Viehverkauf.

Im Grunde hat Hebel mit dieser Erzählung einen anschaulichen Beitrag zur Wirtschaftskunde geliefert; diese Belehrung geschah allerdings wieder auf Kosten eines Juden, außerdem eines Pfarrers. Erinnern wir uns an die beiden obersten Stufen der „Ständetreppe“!

b. *Der wohlbezahlte Spaßvogel*³⁴

Schlagfertigkeit als Gegenwehr und Überlebensstrategie

Um Gewitztheit geht es auch in dieser Erzählung, in der zwar Betrügereien keine Rolle spielen, wohl aber die Verachtung bzw. Verächtlichmachung des Gegenübers;

Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus. Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum besten haben. Er sprach also zu ihm: „Weißt du auch, Mauschel, dass in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Eseln reiten müssen?“ Dem hat der Jude also geantwortet: „Wenn das ist, artiger Herr, so wollen wir beide auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seid.“

Schlagfertigkeit und Kombinationsgabe sind hier die bestimmenden Elemente, die Schlagfertigkeit des Juden und die Fähigkeit des Lesers zu verstehen, was mit der Bemerkung, „wenn schon Ihr kein Jude seid“, gemeint ist, es kann sich nur um die Andeutung handeln, dass der vermeintliche „Spaßvogel“ ein Esel ist. Gesagt wird dies allerdings nicht. Solche Wortspiele und Anspielungen sind ebenfalls ein Beispiel für jüdische Überlebensstrategie, und man hat den Eindruck, Hebel erzähle diese Anekdote mit einer gewissen Sympathie für diesen schlaunen Juden, entspricht doch sowohl die sprachliche Gestaltung als auch die daraus sprechende Schalkhaftigkeit einer solchen Deutung. Es kann durchaus sein, dass diese Art des Denkens und Argumentierens auf die gebildeten Bürger des 19. Jh. Eindruck machte und bei allen sonstigen Vorbehalten Anerkennung fand.

c. *Kurze Station*³⁵

Anerkennung oder stiller Vorwurf?

33. Von engl. to hedge, „absichern“

34. SK, S. 99

35. GS I, S. 496

Scheinbar gewitzt ist auch der Jude in dieser Geschichte; sie ist jedoch im Grunde ein irrealer Rechenexempel, mit dem die Gewitztheit der Leser auf die Probe gestellt wird, ob sie den Denkfehler entdecken. Warum dieses Exempel an einem Juden bewiesen werden muss, lässt sich entweder mit der angeblich typisch jüdischen Eigenschaft erklären, um jeden Preis Vorteile aus einer Sache herauszuschlagen. Damit erhielt die Erzählung einen antijüdischen Unterton. Es könnte aber auch sein, dass aus der Anekdote Bewunderung spricht.

„Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station auf fuhr: »Von hier aus müsst Ihr drei nehmen. Es geht bergauf, und die Straße ist frisch überführt. Dafür seid Ihr in drei Stunden an Ort und Stelle.« Der Jud fragte: »Wie bald bin ich an Ort und Stelle, wenn ich vier nehme?« – »In zwei Stunden.« – »Und wenn ich sechs nehme?« – »In einer Stunde.« – »Wisst Ihr was«, sagte endlich der Jude, »spannt acht an, so brauche ich gar nicht abstatt zu fahren!«

Jeder weiß, dass diese Rechnung nicht aufgeht; man lacht also über die jüdische Schlauheit, die – wäre sie ernst gemeint – aber ein Zeichen von Dummheit wäre. Will der Jude mit seiner rabulistischen Denkweise den Postmeister prüfen, ob er den Denkfehler entdeckt, oder der „Hausfreund“ seine Leser?

*d. Drei Worte*³⁶ und *Einträglicher Rätselhandel*³⁷

Diese beiden Erzählungen kann man unterschiedlich lesen. Sie sind Belege für jüdische Gewitztheit, aber auch für zwar formal korrekten, dennoch nicht ganz ehrlichen Umgang mit dem Gegenüber.

Wörtlich genommen – ein Aufmerksamkeitstest

Die erste handelt in der einst bedeutenden jüdischen Gemeinde in Endingen in der Schweiz.³⁸

„Ein Jude in Endingen im Wirtshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. »Seid ihr nicht einer von den graußmütigen Herrn, dass ich hab die Gnad gehabt, mit ihnen von Basel nach Schalampi³⁹ zu fahren auf dem Wasser.« Der Gersauer Kaufherr, er war von Gersau, sagte: »Hast du unterdessen nichts neues ausspintisiert, Reisekamerad?« Der Jud antwortet: »Habt Ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn ihr gute Geschäfte gemacht habt, – um einen Sechsbätzner, Ihr könnt mir drei Worte nicht nachsagen.« Der Gersauer dachte: »Ein paar Franken hin oder her.« »Lass hören!« Der Jud sagte: »Messerschmied«. Der Gersauer: »Messerschmied.« – »Dudelsack« – »Dudelsack«. Da schmunzelte der Jude und sagte: »Falsch!« – Da dachte der Gersauer hin und her, wo er könnte gefehlt haben. Aber der Jude zog eine Kreide aus der Tasche und machte damit einen Strich. »Einmal gewonnen.« – »Noch einmal!« sagte der Kaufherr. Der Jud sag-

36. GS I, S. 418 f.

37. SK S. 173; GS I, S. 413 ff.

38. Vgl. dazu:

39. Schalampi = historischer Kern von Kirchzarten? (vgl. www.route-verte.com)

te: »Baumöl.« Der Kaufherr: »Baumöl.« – »Rotgerber“ – »Rotgerber.« Da schmunzelte der Hebräer abermal und sagte: »Falsch«, und so trieben sie zum sechsten Mal. Als sie zum sechsten Mal so getrieben hatten, sagte der Kaufherr: »Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannst, wo ich gefehlt habe.« Der Jude sagte: »Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgesprochen. ›Falsch‹ | war das dritte Wort, das habt Ihr mir nie nachgesprochen«, und also war die Wette gewonnen.“

Vermutlich wurde mit diesem oder einem ähnlichen Scherz schon mancher auf Glatteis geführt – ohne Geldwette; es ist im Grunde ein Aufmerksamkeitstest, der eher die Gewitztheit des Gegenübers testet. Wahrscheinlich gilt auch für diese Anekdote, was Hebel im Vorwort seines Schatzkästleins über sein Material äußert:

„»Der geneigte Leser« wird sich erinnern Einiges auch schon anderswo gelesen oder gehört zu haben“; von dieser „Allmende oder Gemeinwiese“ des Volkswissens hat „sie der Verfasser selbst gepflückt. Doch ließ er’s nicht beim bloßen Abschreiben bewenden, sondern bemühte sich, diesen Kindern des Scherzes und der Laune auch ein nettes und lustiges Röcklein umzuhängen“.

M.a.W. die humorvollen Pointierungen stammen mitunter von J.P. Hebel, nicht aus der Tradition. Die Logik der Erzählung lebt nicht davon, dass der Rätselsteller ein Jude ist. Die Zuspitzung auf einen mit diesem Rätsel Gewinn machenden Juden stammt daher wohl von Hebel; darauf verweisen die lokalen Verortungen in Endingen und Gersau. Selbst wenn sie schon in der Überlieferung vorhanden gewesen sein sollten, wären sie eine unnötige Charakterisierung eines „typischen“ Juden, der von vornherein die Absicht hat, sein Gegenüber hereinzulegen. Hat man Juden damals tatsächlich so erlebt oder sie mit solchen Geschichten diffamieren wollen?

Gezielte Gaunerei, die man nicht belangen kann

Noch deutlicher kommt dieser angeblich jüdische Charakterzug im „einträglichen Rätselhandel“ zum Tragen. Entsprechend damals allgemeiner gesellschaftlicher Einschätzung der Juden wird dieses Verhalten wohl als „typisch jüdisch“ empfunden worden sein; aber die Logik der Erzählung wäre nicht weniger schlüssig, wenn Hebel statt des Wortes „Jude“ eine andere Bezeichnung gewählt hätte, etwa „Landstreicher“ oder „Gauner“ oder dergleichen. Warum dichtet Hebel diese Begebenheit einem Juden an? Ist er selbst davon überzeugt, dass Juden so sind, oder will er damit alle Juden als Gauner diffamieren? Denn, so wird bereits im dritten Satz deutlich, dass dieser Fahrgast zum Zeitpunkt des Reiseantritts noch nicht über das vereinbarte Fahrgeld verfügt, also darauf angewiesen ist, sich dieses (durch einen Taschenspielertrick) während der Fahrt zu verdienen. Ob er bei Reiseantritt schon wusste, wie er dies anpacken wollte, lässt die Erzählung offen.

Von Basel fahren elf Personen in einem Schiff, das mit allen Komplikationen verse-

hen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubnis, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Dreibatzenstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessenungeachtet nahm er die Erlaubnis dankbar an. Denn er dachte: ›Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich worden.‹ Im Anfang und von dem Wirtshaus »Zum Kopf« weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, musste viel leiden, wie mans manchmal diesen Leuten macht und versündigt sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schusterinsel vorbei waren und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und Sankt Veit vorbei, wurde einer nach dem andern stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfang: »Mauschel«, fing er an, »weißt du nichts, dass uns die Zeit vergeht? Deine Väter müssen doch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste.« – ›Jetzt‹, dachte der Jude, ›ist es Zeit, das Schäflein zu scheren‹, und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubnis auch mithalten. »Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein | Zwölfkreuzerstück bezahlen; wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen.« Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte zum Beispiel der erste: »Wieviel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?« – Alle sagten, das sei nicht zu erraten, und bezahlten einen Zwölfer. Aber der Jude sagte: »Eins, denn wer ein Ei gegessen hat, isst das zweite nimmer nüchtern.« Der Zwölfer war gewonnen.

Der andere dachte: ›Wart, Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreibätzner nicht entgehen.‹ – »Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?« Der Jud sagte: »Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt ers ihnen mündlich sagen können.« Wieder ein Zwölfer.

Als der dritte sah, dass der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fing ers auf eine andere Art an: »Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?« Der Jud sagte: »Der Seiler, wenn er fleißig ist.« Der vierte: »Wer bekommt noch Geld dazu und lässt sich bezahlen, wenn er den Leuten etwas weismacht?« Der Jud sagte: »Der Bleicher.«

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte: »Das ist Bamlach.« Da fragte der fünfte: »In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?« Der Jud sagte: »Im Hornung, denn der hat nur achtundzwanzig Tage.«

Der sechste sagt: »Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter.« Der Jud sagte: »Der Vetter ist Eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht Euer Vetter.«

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der siebente: »Welche Fische haben die

Augen am nächsten beisammen?« Der Jud sagte: »Die kleinsten.« |

Der achte fragt: »Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?« Der Jud sagt: »Wo kein Schatten ist, muss er absteigen und zu FuÙe gehn.«

Fragt der neunte: »Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet und hat die Handschuhe vergessen, wie muss ers angreifen, dass es ihn nicht an die Hand friert?« Der Jud sagt: »Er muss aus der Hand eine Faust machen.«

Fragt der zehnte: »Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?« Der Jud sagt: »Wenn die Fässer Türen hätten, könnte er aufrecht hineingehen.«

Nun war noch der elfte übrig. Dieser fragte: »Wie können fünf Personen fünf Eier teilen, also dass jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüssel bleibe?« Der Jud sagte: »Der letzte muss die Schüssel samt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, solange er will.«

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: »Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also dass in jeder Pfanne eine Forelle liege?« Das brachte abermal keiner heraus, und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mailand bis Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die elfe verlangten, er solle ihnen für ihr Geld das Rätsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. »Ich bin ein armer Jüd«, sagte er endlich. Die andern sagten: »Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Rätsel!« – »Nichts für ungut!« war die Antwort, »dass ich gar ein armer Jüd bin.« – Endlich nach vielem Zureden, dass er die Auflösung nur heraussagen sollte, sie | wollten ihm nichts daran übelnehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfen heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: »Dass ichs auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!«

Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen und meinten, so sei nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeiÙen konnten und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Klein-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so lieÙen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen – das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: wieviel Gulden und Kreuzer hat der Jude aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen mesingenen Knopf hatte er schon. Elf Zwölfer hat er mit Erraten gewonnen, elf mit seinem eigenen Rätsel, einen hat er zurückbezahlt und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

Erzählerische und pädagogische Meistererzählung

Die Erzählung ist in jeder Hinsicht meisterhaft. Hebel versteht es, einen ganzen Kranz von Scherzfragen so zusammenzufügen, dass der Leser auf die Lösung gespannt ist oder sich freut, wenn er sie bereits kennt oder nach einigem scharfsin-

nigen Nachdenken selbst darauf kommt. Ebenso versteht es Hebel, durch eingestreute Ortsangaben einen Eindruck von der Dauer der Schiffsreise zu vermitteln. Ortskundige können sich die Angaben gut vorstellen.

Der Pädagoge Hebel verknüpft damit zugleich eine Rechenaufgabe, deren Lösung uns schwerer fallen dürfte als seinen Zeitgenossen, weil für uns die Währungsbezeichnungen nicht vertraut sind. Sie waren aber auch für jene nicht ohne Haken ; denn auch sie mussten die verschiedenen Währungen umrechnen.

Antijüdische Spitzen

Andererseits wird die Rolle dieses Juden entsprechend der gesellschaftlichen Einschätzung der Juden in jener Zeit dargestellt: Der Jude muss sich in einen Winkel setzen, er wird ausdrücklich aufgefordert, sich anständig zu benehmen – wenn man es überlegt: eigentlich eine Unverschämtheit – auch wenn Hebel einräumt, dass man sich mit dieser Verachtung der Juden „versündigt“. Dass dieser bei Reiseantritt das Fahrgeld noch nicht besitzt, sich aber dennoch auf den Fahrpreis einlässt, ist eigentlich Betrug, die Überlegung, auf dem Wasser ein entsprechendes Geschäft machen zu können, klassifiziert nicht nur diesen Juden als typischen jüdischen Geschäftemacher, dem man „spitzbübische Freundlichkeit“ bescheinigt. Auch das mitleidheischende „Ich bin ein armer Jüd“ dürfte Erfahrungen im Umgang mit Juden entsprechen. Dass dieser Jude „Mauschel“ genannt wird, ist zwar eine typisch aschkenasische Koseform von Mose, erweckt aber sofort die Assoziation an „mauscheln“, womit eben umgangssprachlich angeblich „typisch jüdische“, undurchsichtige Geschäfte bezeichnet werden.

Wie mögen Hebels Leser auf diese meisterhafte Erzählung reagiert haben? Werden sie – was zu erwarten ist – im Stillen gesagt haben: Ja, so sind sie, die Juden? Und wie reagieren wir?

3.3 Positive Judenbilder

Wir haben bereits gesehen, dass man sich damals keineswegs judenfeindlich fühlte, sondern an der „bürgerlichen Verbesserung der Juden“ interessiert war. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass Hebel auch positive Beispiele zu erzählen weiß, um deutlich zu machen, wie diese „Verbesserung“ aussehen könnte.

*a. Glimpf geht über Schimpf*⁴⁰

Der Jude in dieser Erzählung ist geradezu ein Musterbeispiel an kluger, psychologisch verständnisvoller Pädagogik.

Ein Hebräer aus dem Sundgau ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die mutwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: »Jud! Jud! Judenmauschel!« Der Hebräer dachte: ›Was soll ich tun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig.‹ Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte weißgekochte Baselrap-

40. GSI, S. 404

pen mit, wovon fünf soviel sind als zwei Kreuzer, und | schenkte jedem Büblein, das ihm zurief »Judenmauschel!« einen Rappen. Als er wiederkam, standen alle Kinder auf der Gasse: »Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!« Jedes bekam einen Rappen, und so etliche Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere, und fingen fast an, den gutherzigen Juden liebzugewinnen. Auf einmal aber sagte er: »Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel.« Da wurde sie ganz betrübt, so dass einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: »Wenn ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmauschel!« Der Hebräer sagte: »Ich muss mirs gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht.« Also gab er ihnen von Stund an keine Rappen mehr, und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Doppeldeutige Konnotation: „Hebräer“

Hebel nennt diesen Juden „Hebräer“. Dies dürfte einem durchaus geläufigen Sprachgebrauch im 19. Jh. entsprochen haben, so haben Max Bruch und im 20. Jh. auch Sergej Prokofieff „hebräische Melodien“ komponiert. Auch Ben Yehuda, der Schöpfer der neuhebräischen Sprache verwandte diesen Wortstamm.

Andererseits ist der Begriff eine unübliche Bezeichnung für Juden.⁴¹ Die Bezeichnung bringt Fremdheit zum Ausdruck; dasselbe gilt auch für den Ausdruck „mosaisch“ oder „israelitisch“, wie beispielsweise die offizielle Bezeichnung der jüdischen Gemeinden nach der Emanzipation war. Trotz rechtlicher Gleichstellung ging man zu den Juden auf Distanz. Keinesfalls kann man in der Bezeichnung von Juden als „Hebräer“ eine Anerkennung der Erwählung als Gottes Volk sehen; denn in der Bibel wird diese Bezeichnung nie für Israel als „erwähltes Volk“ verwendet.

Positiver Einsatz von Geld

Vorbildlich ist dieser jüdische Kaufmann, weil er nicht im Sinne von Rache und Vergeltung straft, sondern sein Geld einsetzt, um diese Jugendlichen, die sich verhalten, wie es wohl üblich war, zu erziehen. – Eine besondere Form von Gewitztheit! Sie lässt zweifelsfrei erkennen, dass es sich dabei um eine Überlebensstrategie handelt, die sich allerdings in dieser Erzählung unter Verwendung der sonst judenfeindlich gedeuteten Elemente (Geld, Schläue) positiv auswirkt.

*b. Moses Mendelssohn*⁴²

Historische Würdigung Moses Mendelssohns

Mendelssohn gehört zu den Geistesgrößen des vorklassischen 18. Jh. und gilt als Wegbereiter der jüdischen Aufklärung, der Haskala. Mütterlicherseits stammt er aus einer alten jüdischen Gelehrtenfamilie. Der Vater hieß Menachem Chaim,

41. In der Hebräischen Bibel verwenden fast immer Fremde das Wort gegenüber Israeliten oder diese gegenüber Fremden.

42. GS I, S. 405 f.; SK, S. 145

jiddisch Mendel Heymann, und so wurde aus Mendels Sohn der Familienname Mendelssohn. Sehr früh erkannten seine Eltern die hohe Begabung des Knaben und ermöglichten ihm trotz ärmlicher Verhältnisse eine gediegene Ausbildung bei berühmten Rabbinern. Er befasste sich allerdings auch mit nichtjüdischer Philosophie, u.a. mit Gottfried Wilhelm Leibniz und dem englischen Philosophen John Locke. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als Einundzwanzigjähriger ab 1750 als Hauslehrer der Kinder des Seidenhändlers Isaak Bernhard, für den er zugleich als Buchhalter tätig war. 1754 lernte er den gleichaltrigen Gotthold Ephraim Lessing kennen, der ihm zur Veröffentlichung seiner ersten deutschen Schrift, den „Philosophischen Gesprächen“ verhalf. Sie sind – neben seinen Schriften zu jüdischen Thematiken – ein beredtes Beispiel für seine philosophische Bildung und scharfe Logik.

Angemessene Maßstäbe

Dies mag als Hintergrund zum Verständnis der Hebelschen Anekdote über diesen großen jüdischen Geist genügen.

„Moses Mendelssohn war jüdischer Religion und Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muss um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelssohn gab unter anderm von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: »Es ist doch schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, dass ein so verständiger Kopf, wie Ihr seid, einem Manne ums Brot dienen muss, der Euch das Wasser nicht bieten kann. Seid Ihr nicht am kleinen Finger gescheiter als er am ganzen Körper, so groß er ist?« Einen andern hätt das im Kopf gewurmt, er hätte | Feder und Tintenfass mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen und seinem Herrn aufgekündet auf der Stelle. Aber der verständige Mendelssohn ließ das Tintenfass stehn, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an und sprach zu ihm also: »Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr und er der Schreiber, ich könnt ihn nicht brauchen.«“

Hochachtung vor Mendelssohn als indirekte Diffamierung der jüdischen Allgemeinheit

Aus dieser Anekdote spricht Hebels Hochachtung vor dieser großen Persönlichkeit, die „von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt“ wurde. Hebel scheint ihn aber als Ausnahmeerscheinung gesehen zu haben – und als Verkörperung dessen, was man mit „bürgerlicher Verbesserung der Juden“ anstrebte. Dies ist dem Satz zu entnehmen, „man muss um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst.“ Mendelssohn trug,

wie zeitgenössische Abbildungen zeigen,⁴³ gar keinen Bart! Der Bart gehörte offensichtlich zum traditionellen Erscheinungsbild und Erkennungszeichen der Juden und wurde damit von Hebel automatisch auf die Anekdote von Mendelssohn übertragen. Dass es sich bei dieser Bemerkung um eine Hebelsche Kommentierung handelt, ist eindeutig; denn sie steht in der allgemeinen Einleitung vor der eigentlichen Anekdote.

Es ist also zu erkennen, dass auch diese scheinbar judenfreundliche Erzählung von allgemeinen gesellschaftlichen Vorurteilen gegen Juden durchzogen, zugleich aber von der Hoffnung auf „bürgerliche Verbesserung der Juden“ getragen ist. Wie gesagt: Moses Mendelssohn als Ausnahmeerscheinung!

c. *Der große Sanhedrin zu Paris*⁴⁴

„Bürgerliche Verbesserung“

„Hebel will durch indirekte Belehrung wirken“, stellt Hannelore Schlaffer fest.⁴⁵ Er berichte deshalb von der Emanzipation der Juden nicht direkt in Form einer aktuellen Meldung. „Er umhüllt das Ereignis mit der geheimnisvollen Atmosphäre des Märchens, wenn er vom *Großen Sanhedrin zu Paris* berichtet. Die Ferne des Orts, der unbekannte Name geben dem politischen Geschehen den Glanz des Wunderbaren. Die Versammlung des Sanhedrin wird, wenn Hebel nun gar in einem fremdländischen Gemisch aus Bibelton und hebräischem Zungenschlag von ihr erzählt, zum orientalischen Märchen, als sei hier von wilden Räubern des Ali Baba zu hören, die sich unglaublicherweise zum Guten bekehrt hätten.“⁴⁶ Diese Bewertung ist am Text zu überprüfen.

Versteckte Ahasveros-Legende

Dass die Juden seit der Zerstörung Jerusalems, das heißt seit mehr als 1700 Jahren ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerstreuung leben, dass die meisten von ihnen, ohne selbst etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, dass sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, misshandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid. – Mancher sagt daher im Unverstand: Man sollte sie alle aus dem Lande jagen. Ein anderer sagt im Verstand: Man sollte arbeitsame und nützliche Menschen aus ihnen machen und sie dann behalten.

Ein Neuanfang?

Der Anfang dazu ist gemacht. Merkwürdig für die Gegenwart und für die Zukunft ist dasjenige, was der große Kaiser Napoleon wegen der Judenschaft in Frankreich und dem Königreich Italien verordnet hat.

43. Vgl. Titelbildnisse auf: Moses MENDELSSOHN, *Ausgewählte Werke*, Studienausgabe Band I und II, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2009. – Dasselbe gilt für die im Schatzkästlein, a.a.O., S. 148, abgebildete Darstellung.

44. GS II, S. 292 ff.; SK, S. 104 ff.

45. Schlaffer, a.a.O., S.267

46. ebd.

Stören jüdische Religionsgesetze den Rechtsfrieden?

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnen, das französische Bürgerrecht, und man sagte frischweg: Bürger Aaron, Bürger Levi, Bürger Rabbi, und gab sich brüderlich die Hand. Aber was will da herauskommen? Der christliche Bürger hat ein anderes Gesetz und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht und will nicht haben Gemeinschaft mit den Gojim. Aber zweierlei Gesetz und Willen in einer Bürgerschaft tut gut wie brausender Strudel in einem Strom. Da will Wasser auf, da will Wasser ab, und eine Mühle, die darin steht, wird nicht viel Mehl mahlen.

Napoleons Religionspolitik

So sah der große Kaiser Napoleon wohl ein, und im Jahre 1806, ehe er antrat die große Reise nach Jena, Berlin und Warschau und Eylau, ließ er schreiben an die ganze Judenschaft in Frankreich, dass sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaisertums. Da war nun jedermann in großem Wunder, was da werden sollte, und der eine sagte | das, der andere jenes, zum Beispiel der Kaiser wolle die Juden wiederbringen in ihre alte Heimat am großen Berg Libanon, an dem Bach Ägypten und am Meer.

Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementern, worin Juden wohnen, beisammen waren, ließ bald der Kaiser ihnen gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen und beantworten nach dem Gesetz, und war daraus zu sehen, es sei die Rede nicht vom Fortschicken, sondern vom Dableiben und von einer festen Verbindung der Juden mit den anderen Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle diese Fragen gingen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland und die anderen Bürger desselben als seine Mitbürger und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.

Das war nun fast spitzig, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: Ja, und war nicht gut sagen: Nein.

Allein die Abgeordneten sagten, dass der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüter, und sie erteilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers.

Der große Sanhedrin als jüdische Autorität

Darum formierte die jüdische Versammlung aus sich, zum unerhörten Wunder unsrer Zeit, den großen Sanhedrin. Denn der große Sanhedrin ist nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Riese Goliath, so aber ein Philister war, sondern – Sanhedrin, das wird verdolmetscht: eine Versammlung, und wurde vor alten, alten Zeiten also genannt der Hohe Rat zu Jerusalem, so bestand aus einundsiebzig Ratsherren, die wurde für die verständigsten und weisesten Männer gehalten eines ganzen Volks, und wie diese das Gesetz erklärten, so war es recht und musste gelten in ganz Israel.

Einen solchen Rat setzten die Abgeordneten der Judenschaft wieder ein und sagten, es sei seit fünfzehnhundert | Jahren kein großer Sanhedrin gewesen als dieser unter dem Schutz des erhabenen Kaisers Napoleon.

Beschlüsse als Verrat am Judentum?

Dies ist der Inhalt der Gesetze, die der große Sanhedrin aussprach zu Paris im Jahre

5567 nach Erschaffung der Welt im Monat Adar desselbigen Jahres, am zweiundzwanzigsten Tag des Monats.

1. Die jüdische Ehe soll bestehen aus einem Manne und einer Frau. Kein Israelite darf zu gleicher Zeit mehr haben als eine Frau.
2. Kein Rabbiner darf die Scheidung einer Ehe aussprechen, es sei denn, dass die weltliche Obrigkeit habe zuvor gesprochen, die Ehe sei nach dem bürgerlichen Gesetz aufgelöst.
3. Kein Rabbiner darf die Bestätigung einer Ehe aussprechen, es sei denn, dass die Verlobten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauschein haben.
Aber ein Jude darf eine Christentochter heiraten und ein Christ eine jüdische Tochter, solches hat nichts zu sagen.
4. Denn der große Sanhedrin erkennt, die Christen und die Juden seien Brüder, weil sie einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erschaffen hat, und befiehlt daher, der Israelite soll mit dem Franzosen und Italiener und mit den Untertanen jedes Landes, in welchem sie wohnen, so leben als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben Gott anerkennen und verehren.
5. Der Israelite soll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächsten, wie sie befohlen ist im Gesetz Moses, ausüben, ebenso gegen die Christen, weil sie seine Brüder sind, als gegen seine eigenen Glaubensgenossen, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien.
6. Der große Sanhedrin erkennt, das Land, worin ein Israelite geboren und erzogen ist, oder wo er sich niedergelassen hat und den Schutz der Gesetze genießt, sei sein Vaterland, und befiehlt daher allen Israeliten in Frankreich und in dem Königreich Italien, solches Land als ihr Vaterland anzusehen, ihm zu dienen, es zu verteidigen usw.
Der jüdische Soldat ist in solchem Stand von den Zeremonien frei, die damit nicht vereinbar sind.
7. Der große Sanhedrin befiehlt allen Israeliten, der Jugend Liebe zur Arbeit einzuflößen, sie zu nützlichen Künsten und Handwerken anzuhalten, und ermahnt sie, liegende Gründe anzukaufen und allen Beschäftigungen zu entsagen, wozu sie in den Augen ihrer Mitbürger könnten verhasst oder verächtlich werden.
8. Kein Israelite darf von dem Geld, welches ein israelitischer Hausvater in der Not von ihm geliehen hat, Zins nehmen. Es ist ein Werk der Liebe; aber ein Kapital, das auf Gewinn in den Handel gesteckt wird, ist verzinsbar.
9. Das nämliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher ist gänzlich verboten, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien, nicht nur gegen Glaubensgenossen und Mitbürger, sondern auch gegen Fremde.

Diese neun Artikel sind publiziert worden den 2. März 1807 und unterschrieben von dem Vorsteher des großen Sanhedrin, Rabbi Sinzheim von Straßburg und anderen hohen Ratsherren.

Künstliche Verfremdungen?

Schlaffer dürfte mit der Feststellung eines „unbekannten Namens“ auf den Be-

griff „Sanhedrin“ anspielen, der in der Tat zumindest den meisten der Leser des Kalenders unbekannt gewesen sein dürfte. Mit dem „fremdländischen Gemisch aus Bibelton und hebräischem Zungenschlag“ dürften Sätze wie „so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht und will nicht haben Gemeinschaft mit den Gojim“ gemeint sein. Auch die Satzstellung in den einzelnen Beschlüssen ahmt jiddische Redensart nach.

Ob die öffentliche Meinung „der Kaiser wolle die Juden wiederbringen in ihre alte Heimat am großen Berg Libanon, an dem Bach Ägypten und am Meer“ H. Schlaffer an Ali Babas Räuberhöhle erinnert hat oder die Namen „Bürger Aaron, Bürger Levi, Bürger Rabbi“, wird nicht deutlich. Vielleicht ist es auch Hebels Erklärung des Begriffs „Sanhedrin“ durch den Hinweis „der große Sanhedrin ist nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Riese Goliath, so aber ein Philister war“.

Diffamierende Charakterisierungen

Dies sind jedoch erzählerische Stilelemente von untergeordneter Bedeutung. Schwerer wiegen dagegen diffamierende Charakterisierungen der Juden als Menschen, von denen die meisten „ohne selbst etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, dass sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, misshandelt und verfolgt werden“. Nicht eindeutig ist, wie Hebel den Nachsatz versteht, dies sei „Gott bekannt und leid“. Ist Gott betrübt, dass sich die Juden angeblich so verhalten oder so behandelt werden?

Ein Großteil der Beschlüsse formuliert Selbstverständlichkeiten, von denen die meisten ohnehin bereits bestehende Praxis gewesen sein dürften. Andere sind für das Zusammenleben in einer staatlichen Gesellschaft unerlässlich, ohne gegen religiöse jüdische Vorschriften zu verstoßen. Einige aber greifen erheblich in das jüdische Selbstverständnis und in jüdische Normen ein.

Eingriffe in die jüdische Identität

Vor allem bedeutet die die Bestimmung, „ein Jude darf eine Christentochter heiraten und ein Christ eine jüdische Tochter, solches hat nichts zu sagen“, einen Angriff auf die jüdische Identität. Dass solche Ehen nach staatlichem Recht gültig sind, steht außer Frage, nach jüdischem Recht ist allerdings Jude nur, wer von einer jüdischen Mutter abstammt. Insofern hat diese Regelung schon „etwas zu sagen“, indem sie auf die allmähliche Auflösung des jüdischen Volkes hinausläuft und das Jüdischsein nur noch von der religiösen Erziehung abhängig macht. Konnte dies „Der große Sanhedrin zu Paris“ tatsächlich beschließen haben, oder war dies der Wunschtraum der bürgerlichen Gesellschaft?

Gottesverständnis und Speisegebote

Schon die Bestimmung, „der Israelite soll [...] mit den Untertanen jedes Landes, in welchem sie wohnen, so leben als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben Gott anerkennen und verehren“, wirft viele Fragen auf: Was für ein Gottesverständnis steht hinter dieser Aussage, und wie sind bei einem solchen

ungezwungenen Umgang die jüdischen Speise- und Reinheitsvorschriften einzuhalten. Erst recht ist in dieser Hinsicht die Bestimmung über jüdische Soldaten problematisch: „Der jüdische Soldat ist in solchem Stand von den Zeremonien frei, die damit nicht vereinbar sind.“

Kodifizierung eines Vorurteils

Die Bestimmung, „der Jugend Liebe zur Arbeit einzuflößen, sie zu nützlichen Künsten und Handwerken anzuhalten“, entspricht sogar alten talmudischen Grundsätzen. So ist im Traktat Qidduschin 29 a zu lesen: „R. Jehuda sagte: Wer seinen Sohn kein Handwerk lehrt, lehrt ihn plündern. – Plündern, wie kommst du darauf!? – Vielmehr, es ist ebenso als würde er ihn plündern lehren.“ Wird also mit dieser im Grunde unnötigen Regelung das Vorurteil des arbeitsscheuen Schmarotzers bedient, das später auch von der Nazipropaganda bekräftigt wurde?⁴⁷

Politische Absicht

War Hebels Bericht „durch indirekte Belehrung“ ein Hinweis für die badischen Juden, wie sie ihre neu gewonnenen Rechte zu verstehen haben? Da dieser „Bericht“ um die badische Judenemanzipation herum erschienen ist, könnte dies auf dem Hintergrund der Diskussion um „bürgerliche Verbesserung der Juden“ Hebels Absicht gewesen sein. Andererseits könnte er damit aber auch gegen Ängste in der Bevölkerung angegangen sein, durch die Gleichberechtigung der Juden könnte das gesellschaftliche Gefüge gestört werden.

4. Fazit

Kulturanthropologischer Antisemitismus?

Man kann Hebel sicher keinen erbbiologischen Antisemitismus im Sinne der nationalsozialistischen Rassenlehre vorwerfen, obwohl einige Aussagen über jüdische Physiognomien (vgl. oben 2.2) in diese Richtung zu gehen scheinen. Eher könnte man von einem kulturanthropologischen Antisemitismus sprechen, der davon ausgeht, dass „der Jude“ aufgrund seiner orientalischen Herkunft und sozialen Unterdrückung „sehr anhängig an sein Altes sei und den physischen, psy-

47. Vgl. etwa: Ernst HIEMER, *Der Pudelmopsdackelpinscher* und andere besinnliche Erzählungen, Bilder von Willi Hofmann; Der Stürmer-Buchverlag, Nurnberg 1940, S. 11 ff.: „Drohnen gibt es nicht nur bei den Bienen, Drohnen gibt es auch bei den Menschen. Es sind die Juden!

In jedem Volke leben Millionen von Arbeitern, Bauern, Beamten und so weiter. Sie schaffen fleißig wie die Bienen. Der Arbeiter geht Tag für Tag in die Fabrik. Die Arbeit ist schwer. Aber er tut sie gerne. Er weiß, dass diese Mühe nun | einmal notwendig ist, damit unser Volk bestehen kann. Der Bauer schafft sein ganzes Leben lang, um dem Boden das abzugewinnen, was das Volk braucht: das tägliche Brot! Und ebenso fleißig ist der Beamte ist der Werk tätige. Sie alle sind »Arbeitsbienen!« Sie sorgen für das gesamte Volk. [...] Inmitten dieser fleißigen Menschen aber wohnen in den Völkern der Erde die »Drohnen« Und wer sind diese Drohnen? Es sind die Juden! [...] | Die Juden wollen also nicht arbeiten. Sie wollen nur von den erarbeiteten Gütern anderer leben. [...] Sie faulenzten. Sie leisten nichts. Sie schaffen keine Werte. Sie berauben die Allgemeinheit. Sie saugen das Volk aus.“

chologischen und moralischen Charakter seiner Väter in Palästina noch nicht verändert habe.“⁴⁸ Sind also in Hebels Weltbild die Juden ein rückständiges, unterentwickeltes Volk, das durch entsprechende Erziehung und Enkulturation auf europäisches Niveau gebracht werden kann und muss?

„Abgeraspelte und ausgeschiedene Späne und Schlacken“?

Wie verächtlich er auf die europäischen Juden – von Ausnahmen wie Moses Mendelssohn abgesehen – blickte, mag auch aus einer anderen Stelle seines „Sendschreibens“ über die Juden hervorgehen, an der er meint, um Juden tatsächlich in ihrem Wesen studieren zu können, müsse man in der Lotterie gewinnen, um in ihre Heimat reisen und sie vor Ort kennen lernen zu können, jetzt aber müsse er „einstweilen die abgeraspelten und ausgeschiedenen Späne und Schlacken des Volkes Gottes, wie sie mir um den 49. Grad nördlicher Breite durch den Fokus gehen“, näher betrachten.⁴⁹ Was für eine Geringschätzung spricht aus der Bezeichnung europäischer Juden als „abgeraspelte und ausgeschiedene Späne und Schlacken des Volkes Gottes“! Wie hätte er das jüdische Volk erst eingeschätzt, wenn er die damals im Orient lebenden Juden kennen gelernt hätte.

Verhältnisse der Juden im osmanischen Reich zur Zeit Theodor Herzls

Noch hundert Jahre nach Hebel schildert Theodor Herzl in seinem Roman *Altneuland* die Verhältnisse in Jerusalem so, dass bereits der Gedanke an ein neues Erläutern des Volkes in seinem Land wie ein unvorstellbares Wunder erscheint.

Kurz die Ausgangssituation dieses zweiteiligen Romans: Der arbeitslose Wiener Jurist Dr. Friedrich Löwenberg hatte sich einem reichen Amerikaner namens Kingscourt angeschlossen, der als „Aussteiger“ auf einer Insel im Indischen Ozean leben wollte. Auf ihrer Reise machen sie Zwischenstation „im alten Lande der Juden“.⁵⁰ Sie landen in Jaffa und beeilen sich von dort wieder fortzukommen.

„Sie fuhr auf der schlechten Eisenbahn nach Jerusalem. Auch auf diesem Wege Bilder tiefster Verkommenheit. Das flache Land fast nur Sand und Sumpf. Die mageren Äcker wie verbrannt. Schwärzliche Dörfer von Arabern. Die Kinder spielten nackt im Straßenstaube. Und in der Ferne des Horizonts sah man die entwaldeten Berge von Judäa. Der Zug fuhr dann durch öde Felsentäler. Die Abhänge verkarsitet, wenig Spuren einer einstigen oder gegenwärtigen Kultur.

»Wenn das unser Land ist«, sagte Friedrich melancholisch, »so ist es ebenso heruntergekommen wie unser Volk.«⁵¹

48. GS II, S. 283

49. GS II, S. 282 f.

50. Theodor HERZL, *Altneuland*; in: [Hrsg.] Julius SCHOEPS, Theodor Herzl, *„Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“*, Jüdischer Verlag, Kronberg/Ts. 1978, S. 39

51. ebd., S. 39 f.

Löwenberg ist vom Anblick der Stadtmauern bei Nacht und in Erinnerung der traditionellen Gebete mit Bezügen zu Jerusalem ganz hingerissen. Dann geht es weiter:

„Weniger entzückend war der Anblick Jerusalems bei Tage.

Geschrei, Gestank, ein Geflirr unreiner Farben, ein Durcheinander zerlumpter Menschen in den engen, dumpfen Gassen, Bettler, Kranke, hungernde Kinder, kreischende Weiber, heulende Händler. Tiefer konnte das einst so königliche Jerusalem nicht sinken.

[...] Sie kamen auch in das traurige Gässchen der Klagemauer. Der widerliche Anblick der geschäftsmäßig betenden Bettler belästigte sie.“⁵²

Herzl kannte das Land aus eigener Anschauung; er war wenige Jahre zuvor, 1898 mit einer kleinen Gruppe nach Palästina gereist, um dort mit Kaiser Wilhelm II. zusammenzutreffen, der mit dem Sultan über eine Abtretung des biblischen Landes an die Juden verhandeln sollte.⁵³ Daraus wurde zwar nichts; aber Herzl kannte die Zustände, Hebel nicht.

Sein Judenbild ist geprägt von den gesellschaftlichen Vorurteilen seiner Zeit, aber auch von dem aufklärerischen Ideal einer „Verbesserung“ des Menschen durch Erziehung und Bildung sowie durch Verbesserung der sozialen und rechtlichen Verhältnisse.

So sind seine Judengeschichten Bilder eines verbesserungswürdigen, aber auch verbesserungsfähigen Menschentyps.

Fertiggestellt:
22. April 2010
Überarbeitet:
28. Juni 2010

52. ebd., S. 41

53. http://de.wikipedia.org/wiki/Pal%C3%A4stinareise_Kaiser_Wilhelms_II.: „Politische Relevanz erhielt die Palästinareise durch den Besuch des Kaisers beim „Roten Sultan“ Abdülhamid II. (so genannt wegen des Massakers an den Armeniern in Konstantinopel), um die guten Beziehungen der beiden Länder zu bestätigen.“